Kapitel 2

Der Fels

Noch 52 Tage bis ADVENT

* * *

Rocco Marini trommelte seit dreißig Jahren, und in dreißig Jahren hatte er kein einziges Mal auf einem Schlagzeug gesessen.

Er trommelte auf Eimern. Auf Mörteleimern aus schwarzem Kunststoff, auf Farbeimern aus Blech, auf umgedrehten Schubkarren, auf Gerüstrohren, auf Stahlträgern, auf dem Armaturenbrett seines Fiat Doblò und, wenn Lucia nicht hinsah, auf dem Küchentisch. Er trommelte mit abgesägten Besenstielen, mit Kabelbindern umwickelten Bewehrungseisen, mit Kochlöffeln und, wenn nichts anderes da war, mit den Fingern auf den eigenen Oberschenkeln, bis die Haut dort brannte.

In der Mittagspause saß er hinter dem Baucontainer, wo ihn der Polier nicht sah, und trommelte auf fünf Eimern, die er in einem Halbkreis um sich aufgestellt hatte. Er hatte sie mit unterschiedlich viel Wasser gefüllt. Das hatte er sich vor zwanzig Jahren selbst beigebracht, an einem langweiligen Nachmittag auf einer Baustelle in Ostia: Je mehr Wasser in einem Eimer war, desto tiefer klang er. Mit fünf Eimern und einem Messbecher konnte man sich ein Schlagzeug stimmen. Links außen, fast randvoll, war die Bassdrum. Rechts, halb leer, die Snare. Dazwischen drei Toms. Und ein Stück Baustahlmatte, das er an den Containerrand gebunden hatte, war das Becken.

Rocco war einundvierzig. Er hatte Schultern wie ein Türsturz und Hände wie Schaufeln, die seit fünfundzwanzig Jahren Ziegel, Steine und Mörtel hoben, und wenn er trommelte, sah es aus, als würden diese Hände etwas tun, wofür sie eigentlich gemacht worden waren, und das Ziegelschleppen sei nur ein langes Missverständnis gewesen.

Sein Vater war auch Maurer gewesen. Ettore Marini, ein kleiner, harter Mann aus den Abruzzen, der mit vierzehn nach Rom gekommen war und in seinem Leben, wie er gern sagte, „halb Tor Pignattara“ hochgezogen hatte. Als Rocco zwölf war, hatte er auf einem Schulfest zum ersten Mal ein richtiges Schlagzeug gesehen und war danach drei Tage lang nicht ansprechbar gewesen. Er hatte den Vater gefragt, ob er Unterricht nehmen dürfe. Ettore hatte ihn angesehen, als hätte der Junge ihn um ein Rennpferd gebeten.

„Trommeln“, hatte er gesagt, „ist für Taugenichtse. Für Leute, die nicht arbeiten wollen. Ein Marini baut Häuser. Häuser bleiben stehen. Musik ist weg, sobald sie vorbei ist.“

Ettore war vor acht Jahren gestorben. Die Häuser standen noch. Rocco trommelte immer noch auf Eimern.

„Marini!“

Der Polier kam um den Container. Er hieß Sgarbi und hatte die Stimme eines Mannes, der sein ganzes Berufsleben gegen Betonmischer anschreien musste. „Bist du taub? Pause ist seit vier Minuten vorbei. Vier Minuten, Marini. Das zieh ich dir ab.“

Rocco legte die Besenstiele in den Eimer mit der Snare, wo sie mit einem leisen Plätschern verschwanden. Er stand auf, sagte nichts, weil er schon vor Jahren gemerkt hatte, dass Reden mit Sgarbi nur zu längeren Abzügen führte, und ging zurück an die Mauer.

Er sah nicht, dass am Tor der Baustelle ein schwarzer Wagen stand. Und dass hinter der getönten Scheibe jemand saß, der ihm die ganzen vier Minuten zugehört hatte.

* * *

Es war das erste Mal seit Monaten, dass Jo den Campus bei Tageslicht verließ.

Magnus Leuwen hatte es „einen kleinen Ausflug“ genannt, als wäre es ein Geschenk, und in gewisser Weise war es das auch. Seit Jo zwölf war, hatte er den Campus tagsüber nur für Zahnarztbesuche in einer LionTech-Klinik und für einen Tag im Vatikanischen Museum verlassen, an dem das Museum für alle anderen Besucher wegen „technischer Arbeiten“ geschlossen gewesen war. Heute trug er eine Sonnenbrille, eine Baseballmütze mit dem Logo einer Segelregatta und einen Ausweis, auf dem stand, er sei Praktikant in der Abteilung

für Unternehmensstrategie. Zwei Sicherheitsleute in dunklen Anzügen saßen vorne im Wagen und sprachen die ganze Fahrt über kein Wort.

„Ich will dir zeigen, was wir bauen", hatte Leuwen gesagt. „Nicht auf Präsentationen. In echt."

Was sie bauten, war der Leuwen-Pavillon, ein neuer Flügel der LionTech-Kinderklinik im Osten der Stadt. Vierzig Betten für krebskranke Kinder, ein Spielgarten auf dem Dach, ein Therapiebecken mit Unterwasserlicht, eine Bibliothek, in der die Regale so niedrig waren, dass auch ein Vierjähriger jedes Buch erreichen konnte. Leuwen hatte die Pläne selbst mitentworfen. Er erzählte davon während der ganzen Fahrt, mit einer Leidenschaft, die Jo selten bei ihm gesehen hatte, und Jo hörte zu und merkte zum hundertsten Mal, wie schwer es war, diesen Mann nicht zu mögen.

Dann hielt der Wagen am Tor, und Leuwen stieg aus, um mit dem Bauleiter zu sprechen, und Jo blieb im Fond sitzen, weil einer der Sicherheitsleute das so wollte, und durch den Spalt des Fensters, das er einen Fingerbreit geöffnet hatte, hörte er es.

Zuerst dachte er, es sei eine Maschine. Dann hörte er, dass Maschinen nicht so klingen. Maschinen sind gleichmäßig. Das hier war nicht gleichmäßig. Es war ein Rhythmus, der atmete, der sich zurücklehnte und wieder nach vorn fiel, der an einer Stelle kurz stolperte und dann, als hätte er darüber gelacht, einen Schlag später umso entschlossener weiterlief. Ein tiefer Schlag, ein heller, drei dazwischen, und ab und zu ein blecherner Klang, der wie ein Becken zischte.

Es kam von hinter dem Baucontainer.

Jo saß still. Die Hand auf dem Knie begann, ohne dass er es wollte, mitzuschlagen. Er hörte vier Minuten zu. Er hörte, wie der Rhythmus von einer rauen Stimme unterbrochen wurde, die „Marini!" brüllte, und wie danach ein Mann um den Container kam, groß, breit, in staubiger Arbeitshose, der zwei Besenstiele in einem Eimer versenkte, als würde er Beweismittel beseitigen, und mit gesenktem Kopf zurück an seine Mauer ging.

Einen Moment lang, als der Mann an der Einfahrt vorbeikam, sahen sie sich an. Durch den Fensterspalt, durch die Sonnenbrille. Der Mann blieb nicht stehen. Aber er runzelte die Stirn, wie jemand, der das Gefühl hat, ertappt worden zu sein, und nicht weiß, wobei.

* * *

Leuwen hielt eine kurze Ansprache.

Er hatte das nicht geplant, aber der Bauleiter hatte die Arbeiter im Rohbau zusammengerufen, weil hoher Besuch da war, und Leuwen war kein Mann, der vor versammelten Menschen schweigen konnte, wenn er etwas zu sagen hatte. Er stand auf einem Stapel Paletten, weißes Haar, grauer Anzug, einen Bauhelm auf dem Kopf, der ihm eine Nummer zu groß war, und sprach über die Kinder, die hier einmal liegen würden, und über die Würde jedes einzelnen Menschen, und darüber, dass jeder Stein, den sie hier setzten, ein Stein der Hoffnung sei.

Die Arbeiter hörten höflich zu. Die meisten verstanden nur die Hälfte, weil Leuwen leise sprach und sich niemand vorbeugte. Ein paar Rumänen in der letzten Reihe verstanden gar nichts und nickten trotzdem. Rocco Marini stand ganz hinten, die Arme verschränkt, und sah auf den Stein, der neben dem Eingang in die Wand eingelassen war. Ein Grundstein aus hellem Travertin. Darauf, in goldenen Buchstaben: *Leuwen-Pavillon. Gestiftet von LionTech Global. Engineering Humanity.*

Rocco hatte diesen Stein gesetzt. Vor vier Monaten, mit seinen eigenen Händen, an einem Tag mit achtunddreißig Grad im Schatten. Bei der Zeremonie war er nicht eingeladen gewesen.

Jo hatte die Ansprache vom Wagen aus gehört. Auf der Rückfahrt fragte er: „Wie viel verdienen die Maurer auf der Baustelle?“

Leuwen sah ihn überrascht an. Dann lächelte er, als hätte Jo etwas besonders Kluges gefragt, zog sein Telefon heraus und wählte.

„Reinhold? Magnus. Eine kurze Frage. Wie viel verdienen die Maurer am Pavillon? … Ja. Pro Stunde … Ach so. … Ach so.“ Er hörte eine Weile zu, dann bedankte er sich und legte auf.

„Und?“, fragte Jo.

„Das ist ein Subunternehmer“, sagte Leuwen. „Das läuft über einen Generalunternehmer, der vergibt es an Subunternehmer. Reinhold sagt, das ist nicht unsere Kostenstelle.“

Er sagte es ohne Zynismus. Er sagte es, wie man eine Tatsache weitergibt, die man selbst gerade erfahren hat und für vernünftig hält. Dann sah er aus dem Fenster auf die Stadt und begann wieder von der Bibliothek mit den niedrigen Regalen zu erzählen.

Jo sah ebenfalls aus dem Fenster. Er dachte an einen Mann, der zwei Besenstiele in einem Eimer versenkt hatte, als würde er etwas verstecken, für das er sich schämen musste.

* * *

In derselben Nacht, um ein Uhr zehn, meldete Emeka Obi einen Aussetzer von Kamera drei.

Jo fuhr durch die Stadt nach Osten. Er hatte die Gitarre auf dem Rücken und in der Fahrradtasche einen Verstärker, der kaum größer war als eine Brotdose und mit acht Batterien lief. Er hatte ihn für vierzig Euro auf einem Flohmarkt gekauft, aus der Keksdose. Es waren jetzt noch hundertvierzig übrig.

Die Baustelle lag im Dunkeln. Der Rohbau des Pavillons ragte als graue Silhouette in den Nachthimmel, an einer Ecke flatterte eine Plane. Am Tor hing ein Schild: *Bewacht. Betreten verboten.* Jo schob das Fahrrad durch eine Lücke neben dem Tor und blieb stehen.

Er hörte es sofort.

Es kam aus dem Rohbau, aus dem Erdgeschoss, dort, wo später das Therapiebecken sein würde. Derselbe Rhythmus wie am Mittag. Aber anders. Freier. Lauter. Ohne Polier, ohne Uhr, ohne Angst, dass jemand um den Container kam. Der Rhythmus eines Mannes, der glaubt, dass niemand zuhört.

Jo ging dem Klang nach. Durch eine Türöffnung ohne Tür, über Bretter, die über einen Graben gelegt waren, in einen großen, leeren Raum mit nacktem Betonboden. In der Mitte stand ein Baustrahler auf einem Stativ, auf die niedrigste Stufe gedreht, und in seinem gelben Licht saß Rocco Marini auf einem umgedrehten Eimer, umgeben von einem Halbkreis aus fünf anderen, eine Schubkarre links als Bassdrum, das Stück Baustahlmatte an einer Leiter aufgehängt, und trommelte.

Er trommelte mit geschlossenen Augen. Er trommelte, als würde er etwas erzählen, das er seit dreißig Jahren niemandem hatte erzählen können.

Jo blieb im Türrahmen stehen und wartete. Er wartete, bis der Rhythmus von selbst zur Ruhe kam, bis die letzten Schläge im Beton verhallten und Rocco die Besenstiele sinken ließ und einfach dasaß, schwer atmend, mit gesenktem Kopf.

Dann sagte er: „Du spielst die Snare zu spät. Absichtlich, oder?“

Rocco fuhr hoch. In einer Bewegung, die man einem so großen Mann nicht zugetraut hätte, war er auf den Beinen, hatte ein Kantholz vom Boden gerissen und drehte den Baustrahler herum, sodass das Licht Jo voll ins Gesicht fiel.

„Baustelle", sagte Rocco. „Betreten verboten. Verschwinde, oder ich ruf die Polizei."

Jo hob die Hand vor die Augen. Er machte keinen Schritt zurück. „Ich hab dich heute Mittag gehört", sagte er. „Hinter dem Container."

Rocco kniff die Augen zusammen. Er musterte die Gestalt im Licht: Kapuze, lange Haare, Gitarre auf dem Rücken. Dann veränderte sich etwas in seinem Gesicht.

„Du warst in dem schwarzen Auto."

„Ich bin nur mitgefahren."

„Mit dem Chef. Mit dem Löwen-Mann." Rocco ließ das Kantholz nicht sinken. „Was willst du? Kontrollieren, ob ich nachts auch wirklich Wache schieb? Ich schieb Wache. Siehst du doch. Hier ist alles ruhig. Nichts geklaut. Kannst du deinem Chef sagen."

„Er ist nicht mein Chef." Jo zögerte. Es war die Wahrheit, und es war zugleich die Art Wahrheit, die eine Lüge verdeckt, und er spürte das, wie er es immer spürte. „Ich bin nicht wegen der Baustelle hier. Ich bin wegen dir hier."

„Wegen mir."

„Wegen dem, was du da machst." Jo nickte zu den Eimern. „Du spielst die Snare einen Hauch zu spät. Nicht falsch. Absichtlich. Es zieht nach hinten, und dann fällt alles wieder nach vorn. Wie jemand, der Anlauf nimmt."

Rocco sah ihn an. Das Kantholz sank ein paar Zentimeter.

„Das hat noch nie jemand gehört", sagte er langsam. „Lucia sagt, es klingt wie Hagel auf einem Autodach."

„Lucia?"

„Meine Frau."

„Es klingt nicht wie Hagel", sagte Jo. „Es klingt wie jemand, der dreißig Jahre gewartet hat."

Es war still in dem großen leeren Raum. Die Plane an der Ecke flatterte. Irgendwo weit weg bellte ein Hund. Rocco stand da, mit dem Kantholz in der Hand, einen halben Meter größer und dreißig Kilo schwerer als der junge Mann in der Tür, und hatte keine Ahnung, was er sagen sollte.

Jo nahm die Gitarre vom Rücken. Er holte den kleinen Verstärker aus der Tasche, stellte ihn auf den Beton, steckte das Kabel ein und drehte ihn auf. Dann setzte er sich auf einen Stapel Gasbetonsteine, zwei Meter von den Eimern entfernt.

„Spiel's noch mal", sagte er. „Das von eben. Von vorn."

„Wieso?"

„Weil ich mitspielen will."

Rocco sah ihn noch einen langen Moment an. Dann legte er das Kantholz auf den Boden, sehr vorsichtig, als wäre es zerbrechlich, setzte sich zurück auf seinen Eimer und nahm die Besenstiele.

Er zählte nicht vor. Er fing einfach an.

* * *

Später, viel später, als aus zwei Menschen dreizehn geworden waren und die Welt sich darum riss, zu erfahren, wie alles angefangen hatte, würde Rocco Marini diese Nacht in Interviews immer gleich beschreiben. Er würde sagen: „Er hat nicht gespielt, was ich gespielt hab. Er hat gespielt, was ich gemeint hab."

Mehr konnte er nie dazu sagen. Aber es stimmte.

Die ersten Minuten waren holprig. Rocco war es nicht gewohnt, dass jemand mit ihm spielte, und Jo war es nicht gewohnt, dass jemand mit ihm spielte, und beide warteten auf den anderen, wie zwei Menschen, die gleichzeitig durch dieselbe Tür wollen. Dann, irgendwann, hörte das Warten auf. Die Gitarre legte sich über die Eimer wie ein Dach über Mauern. Die Eimer trugen die Gitarre wie Mauern ein Dach tragen. Rocco zog die Snare nach hinten, und Jo ließ die Gitarre an genau dieser Stelle einen Takt lang schweigen, und als die Eimer nach vorn fielen, fiel die Gitarre mit, und in dem leeren Rohbau einer Kinderklinik, um halb zwei in der Nacht, klang das, als würden zwei Leute, die sich nie gesehen hatten, denselben Witz erzählen und an derselben Stelle lachen.

Sie spielten eine halbe Stunde. Dann eine zweite. Irgendwann spielte Jo die Melodie aus seinem Kopf, das tiefe Riff, vier Takte, die immer lauter zu werden schienen, und Rocco hörte zweimal zu und fand dann einen Rhythmus darunter, der so selbstverständlich klang, als hätte er schon immer dazugehört.

Als sie aufhörten, waren Roccos Unterarme nass vor Schweiß, obwohl es kaum zwölf Grad hatte. Er saß auf seinem Eimer und atmete, und dann tat er etwas, das er seit der Beerdigung seines Vaters nicht getan hatte. Er fing an zu lachen und konnte nicht mehr aufhören. Er lachte, bis ihm die Tränen kamen und er sich mit dem staubigen Unterarm übers Gesicht wischen musste und dabei eine graue Spur auf der Stirn hinterließ.

„Madonna", sagte er schließlich. „Madonna santa. Was war das?"

„Das war der Anfang", sagte Jo.

„Der Anfang wovon?"

Jo legte die Hand auf die Saiten. Er sah Rocco an, und Rocco sah zum ersten Mal richtig in das Gesicht unter der Kapuze, im gelben Licht des Baustrahlers. Ein junges Gesicht, ein gutes Gesicht, dachte Rocco, aber müde. Viel zu müde für jemanden in dem Alter.

„Komm mit", sagte Jo. „Wir machen was zusammen."

* * *

Rocco sagte Nein.

Er sagte es freundlich, aber sehr bestimmt, und er hatte gute Gründe, und er zählte sie auf, einen nach dem anderen, als würde er Steine auf eine Mauer setzen. Er war einundvierzig. Er hatte eine Frau und zwei Kinder, Matteo, neun, und Chiara, sechs. Er hatte eine Hypothek auf eine Dreizimmerwohnung in Tor Pignattara, die noch zweiundzwanzig Jahre laufen würde. Er machte Nachtwachen auf dieser Baustelle, drei Nächte die Woche, zusätzlich zu seinen Tagschichten, weil sonst das Geld nicht reichte. Er hatte kein Schlagzeug, er hatte nie Unterricht gehabt, er konnte keine Noten lesen. Er trommelte auf Eimern. Er war Maurer.

„Ein Marini baut Häuser", sagte er, und merkte erst hinterher, wessen Satz das war.

Jo hörte zu. Er widersprach nicht. Als Rocco fertig war, nickte er, packte die Gitarre ein und den kleinen Verstärker, stand auf und sagte: „Ich komm morgen wieder."

„Hast du nicht zugehört? Ich hab Nein gesagt."

„Ich hab zugehört." Jo schwang die Gitarre auf den Rücken. „Du hast gesagt, warum du nicht kannst. Du hast nicht gesagt, dass du nicht willst."

Er ging. Rocco blieb auf seinem Eimer sitzen und sah auf die Türöffnung ohne Tür, durch die der junge Mann verschwunden war, und dachte, dass er ihn nicht einmal nach seinem Namen gefragt hatte.

* * *

Jo fuhr durch die Nacht zurück, und er war glücklich, und er hasste sich ein bisschen dafür.

Denn unter dem Glück war ein Gedanke, den er nicht loswurde. Pater Anselm hatte ihm vor Jahren die Evangelien zu lesen gegeben, alle vier, ohne Kommentar, nur mit dem Satz: „Lies das mal wie ein Mensch, nicht wie ein Projekt." Jo hatte sie gelesen. Er kannte die Stelle am See, an dem einer Fischern sagt, sie sollen ihre Netze liegen lassen und mitkommen. Er wusste, was er da gerade getan hatte. Oder was es aussehen würde, wenn jemand es so sehen wollte.

War das er gewesen? Er hatte einen Mann auf Eimern trommeln hören und hatte mitspielen wollen. So einfach war es gewesen, in dem Moment. So einfach hatte es sich angefühlt. Aber wenn er an einer roten Ampel stand und die Straße leer war, kam der andere Gedanke. Dass es vielleicht gar nicht er war, der mitspielen wollte. Dass da etwas in ihm war, älter als er, das Menschen sammelte, weil es dafür gebaut worden war. Dass er nicht einmal seiner eigenen Sehnsucht trauen konnte.

Er fuhr bei Grün los. Er trat härter in die Pedale, als nötig gewesen wäre.

Nein, dachte er. Er hatte einen Mann auf Eimern trommeln hören. Und der Mann war gut. Das war alles.

* * *

Er kam am nächsten Abend wieder. Und am übernächsten.

Rocco sagte an beiden Abenden Nein, aber an beiden Abenden hatte er die Eimer schon aufgestellt, als Jo kam. Am zweiten Abend hatte er einen sechsten Eimer dazugestellt, einen kleinen Farbeimer aus Blech, den er so hoch aufgehängt hatte, dass er wie ein Hi-Hat klang. Er sagte nichts dazu. Jo auch nicht.

Sie spielten bis drei Uhr morgens. Dazwischen redeten sie, oder besser gesagt, Rocco redete, und Jo hörte zu. Von Ettore und den Häusern in Tor Pignattara. Von Lucia, die in einer Wäscherei arbeitete und abends die Hausaufgaben

der Kinder kontrollierte und nachts manchmal auf dem Sofa einschlief, weil sie nicht mehr bis ins Bett kam. Von Matteo, der Fußballer werden wollte, und von Chiara, die in der Schule ein Bild gemalt hatte, auf dem ihr Papa auf Eimern trommelte, und darunter geschrieben: *Mein Papa ist Musiker.* Die Lehrerin hatte es verbessert. *Mein Papa ist Maurer.*

„Sie hat geweint", sagte Rocco. „Nicht weil sie falsch lag. Sondern weil die Lehrerin es verbessert hat."

Dann trommelte er eine Weile nichts.

Am dritten Abend war Freitag.

Freitags ging Rocco nach der Schicht nicht direkt nach Hause. Er fuhr mit dem Doblò in die Via dei Volsci, parkte in zweiter Reihe und stellte sich vor das Schaufenster eines kleinen Musikgeschäfts, das Strumenti Bellini hieß und seit 1957 an derselben Stelle stand. Im Schaufenster stand ein Schlagzeug. Gebraucht, weinrot, mit goldenen Beckenständern und einer Bassdrum, auf deren Fell jemand vor langer Zeit mit weißer Farbe einen Stern gemalt hatte, der inzwischen abblätterte. Ein kleines Preisschild hing an der Floor-Tom: tausendvierhundertfünfzig Euro.

Rocco stand jeden Freitag vor diesem Fenster. Seit zwölf Jahren. Er ging nie hinein. Er sah das Schlagzeug an, zehn Minuten, manchmal fünfzehn, dann stieg er wieder in den Doblò und fuhr nach Hause und sagte Lucia, es habe länger gedauert auf der Baustelle.

Das Preisschild kannte er auswendig. Es war zweimal gestiegen, in zwölf Jahren. Er hatte trotzdem nie aufgehört zu hoffen, dass es eines Tages fällt.

An diesem Freitag ging die Ladentür auf, als er davorstand. Der alte Bellini trat heraus, klein, mit Strickweste und einer Brille auf der Stirn. Er war zweiundachtzig und hatte das Geschäft von seinem Vater übernommen, der es von niemandem übernommen hatte, weil er es selbst gegründet hatte.

„Zwölf Jahre, Marini", sagte Bellini. „Zwölf Jahre stehst du jeden Freitag da. Meinst du, ich seh dich nicht?"

Rocco wurde rot. Es war das zweite Mal in dieser Woche, dass ihn jemand ertappt hatte, und er fühlte sich wie ein Junge, der beim Äpfelklauen erwischt wird.

„Ich schau nur", sagte er.

„Ich weiß." Bellini nickte zum Schlagzeug. „Es gehörte einem Mann, der in den Siebzigern in einer Band gespielt hat, die niemand kannte. Er hat's mir

verkauft, als er alt war. Er hat gesagt, er will, dass es jemand bekommt, der es wirklich braucht, und nicht einer, der es sich nur leisten kann." Der alte Mann zuckte die Schultern. „Seitdem wart ich. Die, die's sich leisten können, gefällt es nicht, weil der Stern abblättert. Und die, die's brauchen, stehen zwölf Jahre vor dem Fenster und kommen nicht rein."

Er ging zurück in den Laden. An der Tür drehte er sich noch einmal um.

„Kommst du irgendwann rein, Marini?"

Rocco antwortete nicht. Er stieg in den Doblò. Aber er fuhr nicht nach Hause. Er fuhr zur Baustelle, obwohl heute nicht seine Wachnacht war, und wartete im Rohbau neben den Eimern, bis um eins ein Fahrrad durch die Lücke neben dem Tor geschoben wurde.

* * *

„Freitags", sagte Rocco.

Jo, der gerade den Verstärker aus der Tasche holte, sah auf.

„Nur freitags", sagte Rocco. „Einmal die Woche. In meiner Garage in Tor Pignattara, hinter dem Haus. Da steht noch das Werkzeug von meinem Vater drin, aber das räum ich zur Seite. Und die Nachbarn sind taub, oder betrunken, oder beides. Und wenn Lucia fragt …" Er dachte nach. „Wenn Lucia fragt, sind wir ein Kartenspielclub."

„Wir sind zu zweit."

„Dann sind wir ein kleiner Kartenspielclub." Rocco verschränkte die Arme. „Ich mach das nicht wegen dir. Damit das klar ist. Ich mach das, weil meine Tochter geweint hat, als die Lehrerin ihr Bild verbessert hat. Und weil ich keine Lust mehr hab, freitags vor einem Schaufenster zu stehen."

„In Ordnung", sagte Jo.

„Und ich hab immer noch kein Schlagzeug."

„Du hast Eimer."

Rocco sah auf seine sechs Eimer, auf die Schubkarre, auf das Stück Baustahlmatte an der Leiter. Dann nickte er langsam, wie ein Mann, der ein Fundament prüft und feststellt, dass es trägt.

„Ja", sagte er. „Ich hab Eimer."

Er setzte sich. Jo setzte sich. Bevor Rocco anfing, hielt er die Besenstiele noch einmal in der Luft fest.

„Wie heißt du eigentlich?"

„Jo."

„Jo und weiter?"

Jo zögerte eine halbe Sekunde. Dann sagte er: „Nur Jo."

Rocco musterte ihn, wie man einen Stein mustert, von dem man noch nicht weiß, ob er in die Mauer passt. Er hatte das Gefühl, dass ihm da gerade jemand etwas nicht sagte. Aber er hatte in dieser Woche auch einem Mann nicht gesagt, dass er seit zwölf Jahren vor einem Schaufenster stand, und seiner Frau nicht, wo er freitags war, und seinem toten Vater nie, dass er trommeln musste, um nicht zu ersticken. Jeder hatte etwas, das er nicht sagte.

„Also gut, Nur-Jo", sagte er. „Ich bin Rocco. Rocco Marini."

Und dann zählte er zum ersten Mal in seinem Leben vor.

„Uno, due, tre, quattro."

* * *